

BUCHBESPRECHUNGEN

Peter Planyavsky, *Katholische Kirchenmusik. Praxis und liturgische Hintergründe*. Innsbruck/Wien: Tyrolia Verlag 2010.

Mit „Katholische Kirchenmusik. Praxis und liturgische Hintergründe“ legt einer der bedeutendsten Kirchenmusiker der Gegenwart ein umfassendes Werk darüber vor, „woran man in zweiter Linie denken muss“ (9), wenn man für die Musik im katholischen Gottesdienst Verantwortung trägt. Peter Planyavsky, Professor an der Hochschule für Musik in Wien und von 1969 bis 2005 in verschiedenen leitenden Funktionen am Wiener Stephansdom tätig, will – wie er im Vorwort klarstellt – kein „Werkbuch“ oder „Standardwerk“ bieten, sondern ein „Panorama von Zugängen zu einer liturgisch und biblisch vernetzten Kirchenmusik“ (9).

Nach einer anthropologisch geprägten Einführung gliedert sich das Buch in sieben Kapitel.

Im ersten Kapitel (23–79) widmet sich der Autor der Einteilung der Messgesänge in Ordinarium und Proprium, die sich bei näherem Hinsehen als äußerst spannungsreich entpuppt und erhebliche praktische Konsequenzen nach sich zieht. Großen Raum nimmt der mit der Messreform von 1969/70 in die Wortverkündigung aufgenommene Psalm ein (42–55), der nach Wahrnehmung des Autors zu wenig zum Thema kirchenmusikalischer Kompositionskunst geworden ist.

Das zweite Kapitel (81–103) beleuchtet die liturgietheologischen Grundannahmen der „tridentinischen“ Messe, rekonstruiert den Wert der späteren Entwicklung und ihrer Manifestation in der Messreform von 1969/70 und zeigt allgemeine Optionen der Verwendung des gewachsenen kirchenmu-

sikalischen Schatzes in der Liturgie der heutigen Gestalt auf.

Kapitel III und IV (105–165) nehmen Tagzeitenliturgie, Taufe, Firmung, Hochzeit, Begräbnis und einige bedeutende Andachtsformen in den Blick, wobei die Besonderheiten der jeweiligen Feierge-meinden reflektiert werden.

Kapitel V (167–255) erschließt ausführlich das Kirchenjahr; hier fließen zahlreiche Reflexionen auf oft unbedacht und unangemessen verwendete Musikstücke und Gesänge sowie auf unausgeschöpftes Potenzial im kirchenmusikalischen Thesaurus ein.

Das sechste Kapitel (257–331) stellt die historische Entwicklung der Kirchenmusik dar, wobei neben Gregorianik und Cäcilienbewegung der Schwerpunkt noch auffälliger als in den anderen Kapiteln auf Österreich und der Zeit seit dem Barock liegt.

Kapitel VII (333–361) behandelt den Einsatz der Orgel in der Liturgie und weist in einem Exkurs auf rezeptionswerte Besonderheiten der Liturgie- und Musikpraxis anderer Konfessionen hin.

Auf ein kurzes Schlusswort folgen (ab 365) Literaturverzeichnis, Glossar, Register der im Text erwähnten Festtage sowie Namensregister (erfreulicherweise inklusive Lebensdaten).

Immer wieder bietet Planyavsky konkrete Beispiele für die musikalische Gestaltung bestimmter Gottesdienste bzw. für sinnvolle Verwendungsorte bestimmter Werke. Im Fall der Marienfeste nehmen diese Listen inklusive kurzer Kommentare zusammengekommen über sechs Seiten ein (242.246. 249–255) – für diese „werkbuchartigen“ Teile dürften Kirchenmusik- und Liturgieverantwortliche gewiss mehr als dankbar sein.

Das Buch ist durchzogen von hoher Sensibilität für die theologischen Paradigmen der Liturgie, es schöpft den Schatz der gewachsenen Kirchenmusik aus und stellt sich der These entgegen, Musik der vergangenen Jahrhunderte sei für die gegenwärtige liturgische Praxis *per se* unbrauchbar. Dies ist neben dem Werben um eine Fortentwicklung der Kirchenmusik als zentrales Anliegen des gesamten Buches erkennbar: „Der Autor glaubt fest an das kreative Miteinander des *thesaurus* und der neuen, für die Liturgie gemachten Musik“ (364).

Planyavsky bezieht stets die geltenden liturgischen Normen in seine Darlegungen ein, freilich nicht ohne persönliche Stellungnahmen (z. B. 50.70f). Der Schreibstil zeigt Wienerische Nonchalance (den Höhepunkt bildet in dieser Hinsicht wohl die Darstellung des Chorgebetes 111f) und gewinnt durch viel Anekdotisches an schwungvoller Lebendigkeit (z. B. 86. 235–237.346); manch ironischer Seitenhieb neigt vielleicht etwas ins Überhebliche (58).

Angesichts der hohen Akribie, die Planyavsky in Bezug auf liturgische Normen und ihre Entwicklungsgeschichte, auf pastoral-liturgische Besonderheiten etwa bei Kasualliturgien und bei der Darstellung von Werken aus dem kirchenmusikalischen Thesaurus (die der Rezensent nur zur Kenntnis nehmen, nicht kompetent würdigen kann) an den Tag legt, nehmen sich manche sachliche Fehler umso überflüssiger aus, z. B.: Der insinuierte massive Unterschied in den normativen Vorgaben für Eröffnungsgesang und Kommunionengesang versus Gesang zur Gabenbereitung besteht nicht (26.58; vgl. GORM 47f.74. 87), das *Dies irae* ist heute nicht mehr als Sequenz für Allerseelen vorgesehen (54), die Vesper vor 1970 kannte sehr wohl ein Capitulum (108), die Wort-Gottes-Feier ist ungenau definiert (123), in „der Ostkirche“ (sic!) hat der 6. 1. keineswegs „die Funkti-

on des eigentlichen Weihnachtsfestes“ (185) – wie auch immer das zu verstehen sein soll –, das Volk Israel zog nicht siebenzig Jahre durch die Wüste (189), ob die Eucharistietheologie der anglikanischen Kirche derjenigen der katholischen „am nächsten kommt“, darf mit Blick auf Altkatholizismus und Ostkirchen bezweifelt werden (219), der Name Duruflé ist mehrfach mit Accent grave geschrieben (321. 356.392), ebenso im Register auch Dupré (392). Im Glossar ist der Begriff Akolyth falsch geschrieben und falsch definiert (375), der Diakon ist keine „Weihestufe des priesterlichen Dienstes“ (377), der Unterschied zwischen den Synoptikern und dem Johannesevangelium liegt nur im Inhalt, nicht im Umfang (386), das Motuproprio *Summorum Pontificum* ist im Glossar fälschlicherweise dem Jahr 2009 zugeordnet (387), die Aussage „keine katholische Kirche kommt ohne Marienaltar aus“ (238) ist selbst als saloppe Pointierung wenig zutreffend – und ein Internetforum ist kein Chatroom (143).

Das Buch bietet eine opulente Sammlung rezeptionswürdiger Überlegungen und sensibilisiert für manches Detail, das in der Gottesdienstplanung und -gestaltung oft unterbelichtet bleibt. Planyavsky nimmt die kirchenmusikalische „Hochkultur“ in den Blick, die begrenzten Möglichkeiten kleinerer Feiergemeinden mit geringeren personellen Optionen stehen seltener im Mittelpunkt (z. B. 45f.135–138.157–161.190f. 213f). Das Literaturverzeichnis umfasst nur zwei nicht-deutschsprachige Quellen, und bei der Auswahl der zitierten Autoren finden sich überproportional viele Österreicher. Durch diese Grundentscheidungen, zu denen sich der Autor ausdrücklich bekennt (9.364), dürfte Planyavsky den potenziellen Rezipientenkreis seines umfangreichen Buches deutlich einschränken, denn unter dem Buchtitel „Katholische Kirchenmusik“ ist dann doch die „österreichisch-süddeutsche Dommusik“ auffallend dominant.

Angesichts der Fülle an Vernetzungen zwischen Bibel, Liturgie, Geschichte und Musik, die Planyavsky detailreich offenlegt, um Optionen für die Gegenwart zu eröffnen, wäre allerdings vielen Aspekten des Buches – etwa den handbuchartigen Darstellungen liturgietheologischer Paradigmen vor allem in den ersten drei Kapiteln – ein größerer Verbreitungsgrad unter katholischen Liturgie- und Kirchenmusikverantwortlichen zu wünschen.

Liborius Olaf Lumma, Innsbruck

Graduale novum editio magis critica iuxta SC 117. Seu Graduale Sanctae Romanae Ecclesiae Pauli PP. VI cura recognitum, ad exemplar ordinis cantus missae dispositum, luce codicum antiquiorum restitutum nutu sancti Oecumenici Concilii Vaticani II, neumis Laudunensibus et Sangallensibus ornatum. Tomus I. De dominicis et festis. ConBrio Verlagsgesellschaft Regensburg/Libreria Editrice Vaticana 2011.

Mit dem *Graduale Novum de dominicis et festis* liegt eine für den liturgischen Gebrauch geeignete Zusammenstellung gregorianischer Messgesänge vor, die dem in SC 117 der römischen Kirche aufgegebenen Anliegen einer *editio magis critica* des Gregorianischen Chorals gerecht wird. Abgedruckt sind die Stücke wie im *Graduale Triplex* (GT) mit Neumen der Metzger und St. Galler Notation und – gerade das macht die vorliegende Edition so bahnbrechend – in restituierter Melodiegestalt nach dem Erkenntnisstand der Internationalen Gregorianik-Forschungsgesellschaft AISCGre, die ihre Ergebnisse seit 1996 in den „Beiträgen zur Gregorianik“ (BzG) veröffentlicht.

Das Buch enthält sämtliche Messproprien zu den Sonntagen des Kirchenjahres und zu ausgewählten weiteren Anlässen (3–420). Angefügt sind die Gesänge zum Taufgedächtnis, alle 18 Messordinarien

und die Credo-Gesänge I bis IV (423–483), die liturgischen Akklamationen (484–498, ohne Aufforderung zum Friedenszeichen), die Modus cantandi Alleluia (499–503) und ein umfassender Index inkl. Verweis auf den kritischen Apparat in den BzG (507–538). Dem Werk vorangestellt sind Geleitworte des Erzbischofs von Salzburg (V–VI) und des Abtprimas des Benediktinerordens (VII) sowie ein Vorwort in sechs Sprachen (VIII–XXXVII).

Das Neue ist nicht der Inhalt – dieser wird bereits in den BzG ausführlich verhandelt –, sondern die Editionsleistung für den liturgischen Gebrauch. Es fällt besonders die behutsam angepasste Quadratnotation auf, ferner die Reduktion von Gliederungszeichen (vgl. XIV), so dass die großen Strukturen in Text und Melodie deutlicher abgebildet werden als im *Graduale Romanum* (GR) bzw. GT. Auch die Tilgung des Asteriscus nach dem Incipit ist in dieser Hinsicht nur zu begrüßen. Wo die Quellenlage zur Alteration einzelner Töne mehrdeutig ist, ist dies auch im Druckbild durch Einklammerung des b bzw. des Kreuzes sichtbar gemacht (vgl. XIV) – vermutlich die beste Lösung, die zugleich für eine eventuelle Revision derzeitiger Forschungshypothesen offen ist. Da das Buch ohnehin nicht für den Gemeindegebrauch gedacht ist, ist eine solche Indifferenz in der graphischen Darstellung kein Problem.

Im Unterschied zwischen GT und *Graduale Novum* fallen etliche Formalia auf: Das *Graduale Novum* hat einen stabilen Einband, festes und kaum durchsichtiges Papier; dies wird die langfristige Benützung erheblich erleichtern. Schrifttype und graphisches Gesamtbild weichen vom GT erkennbar ab; der Eindruck ist daher zunächst ungewohnt. Beibehalten wurde die Hervorhebung der Akzentsilben, was in einigen Fällen dem Forschungsbefund entgegenstehen dürfte (z. B. 3,3: étenim/eténim; 87,6: ábii/abíi; 302,6: Móyses/